

Laudatio für Roman Graf; Studer/Ganz-Preis 2008 für sein Manuskript „Herr Blanc“

Kristin T. Schnider

Guten Abend, meine Damen und Herren

Es ist mir eine Freude, dass heute Abend nun schon zum zweiten Male der Studer/Ganz-Preis in der Deutschschweiz verliehen wird und ich aus diesem Anlass die Laudatio für den jungen Schriftsteller Roman Graf halten kann.

Ich wiederhole mich gerne, indem ich erneut den Stiftern und Stifterinnen dieses Preises für dessen spezielle Art, die Kombination von Preisgeld und Veröffentlichung des Geschriebenen – dem Wichtigsten für jede Autorin und jeden Autoren – danke.

Roman Graf, der in seinem nun dreissigsten Jahr diesen Preis erhält, zu dem ich ihm herzlich gratuliere, hat schon einige Erfahrungen im Schreiben gemacht, Kurzgeschichten veröffentlicht, vor allem ist er aber mit Lyrik an die Öffentlichkeit getreten.

Noch vor seiner Bildung im Bereich des Schreibens hat er als Forstwart den Wald und bei der Arbeit mit Behinderten die Welt auf besondere Weise kennen und sehen gelernt.

Das handwerkliche Wissen, das auch zur Schreibkunst gehört, hat er sich in unterschiedlicher Herangehensweise an die Sprache und ihre Ausdrucksmöglichkeiten angeeignet, nämlich mit dem Studium der Medien und Publizistik an der Schule für angewandte Linguistik in Zürich, als journalistisch Tätiger und im Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig, das er mit Diplom erfolgreich abgeschlossen hat.

„Herr Blanc“, das nun ausgezeichnete Manuskript, ist sein erstes vom Umfang her gesehen grösseres Werk, ein Roman, ein Text, der auf verhaltene, hintergründige Weise das Dasein seiner gleichnamigen Hauptfigur, des Herrn Blanc, vor uns ausbreitet.

Roman Graf hat mich mit seinem Text überrascht. Ganz dem Text angemessen war es keine Überraschung, die mit grosser Lautstärke, sensationellen und gänzlich unerwarteten Wendungen in der Geschichte über mich als Lesende hergefallen wäre. Ich bin auch überrascht, dass es „Herr Blanc“, vielmehr seinem Erfinder, möglich war, mich mit seiner Hauptfigur zu überrumpeln. Warum das so war, hoffe ich, werden Sie verstehen, wenn ich am Ende meiner Rede angelangt bin.

Wir sehen hier eine lange, minutiöse Innenaufnahme von einem, der nicht nur erstaunt gewesen wäre über das Interesse an ihm, sondern der diese Exploration seines Charakters unangebracht, unziemlich, vermutlich sogar unsittlich gefunden hätte.

Gerade diesem Herrn Blanc, Anton mit Vornamen, wäre der Gedanke, so deutlich, so präzise dargestellt zu werden, Beobachtern zu erscheinen wie das offene Buch, als das er nun bald vorliegen wird, ein Gräuel gewesen, ein Unding.

„Un...“ Wie viele „Un-“ doch in diesem Text auftauchen und, man merkt es bald, sich als Knotenpunkte in den Erzählsträngen erweisen. So viele unerledigte Angelegenheiten, ungelesene Briefe, ungetrunkene Tassen Tee, ungetragene Eheringe ... Und so ist es verständlich, dass Herr Blanc selbst, der sich ansonsten durchaus für das hält, was man „einen gestandenen Mann“ nennt, einmal in einer schwachen Minute seufzt: „Ach, wäre ich doch ein anderer geworden, ach, hätte ich doch ...“

Wir merken, es ist das ungelebte Leben, das hier eine Hauptrolle spielt, ein „Leben“, das nur in diesem blanchschen Innenraum stattfindet, in Rückblicken mitgeteilt wird.

Das Ungelebte ist schnell umrissen:

In jungen Jahren hatte Herr Blanc im Ausland studiert, nicht einmal freiwillig, sondern in Erfüllung eines Wunsches seiner Mutter. Nicht einmal was er studierte, ist ihm wichtig genug, war ihm eindrücklich genug, sich daran zu erinnern, es zu erwähnen. Aber verliebt hatte er sich, was er, als es passierte, als ungewöhnlich angenehm empfand, und sich selbst ungewohnt locker und leicht wie nie zuvor und nie danach. An diese kurze Zeit, die er mit der Rückkehr nach Hause an einen sicheren Arbeitsplatz pflichtbewusst abgebrochen hatte, denkt er zurück und an die Frau, die sein Herz geöffnet hatte, an Heike, die Künstlerin wurde, wenn auch eine tragisch-erfolglose.

Auf seiner einzigen nächsten und letzten, geradezu widerwillig angetretenen Auslandsreise kurz vor seiner Pensionierung besucht er heimlich ihr Grab.

Sie hätte er doch heiraten können, sie hätten doch miteinander leben, erleben, auch reisen können, er, Herr Blanc, hätte sie mit seinem Beistand und seinem gesunden Menschenverstand mit Sicherheit auch vor dem Abstieg in die Tragik retten können ... – solches denkt er angesichts der letzten Tatsache, des Grabes, ähnliches hat er im Verlauf seiner Geschichte, des Textes schon zuvor, in Erinnerung, gedacht.

Das gelebte Leben, das wir lesend mit ihm teilen, sieht anders aus.

Der sehr zurückhaltende Herr Blanc, der pünktlich, korrekt gekleidet und äusserlich still täglich zur Arbeit erscheint, bis ins mittlere Alter alleine lebt und sich regelmässig bei seiner Mutter zum Essen einfindet, hält es für selbstverständlich, keine Kontakte zu Nachbarn zu unterhalten. An Anlässen und Einladungen weiss Herr Blanc nicht, was sagen, und stopft sich deshalb lieber vor allem „mit Salzigen“ voll. Herrn Blanc würde es niemals in den Sinn kommen, selbst angesichts eines tiefen Unbehagens, das sogar er verhalten als Lebenskrise bezeichnen könnte, mit einem Therapeuten zu reden: Das ist nichts für seine Generation. Und obwohl Herr Blanc selbstverständlich seine festen Überzeugungen hat, hält er es für sicherer, sie nur in Gedanken zu äussern. Denn Herrn Blanc gelingt es auch, sich in einem Selbstgespräch in „eine peinliche Situation“ zu bringen. Tunlichst vermeidet er alles, was Aufsehen erregen könnte, und vor allem, was ihn auch nur im Entferntesten in Gefahr, und sei es eine, die nur in seiner Vorstellung existiert, bringen könnte.

Die Gefahr des Ertapptwerdens mit schmutzigen Wohnzimmerfenstern gilt es zu vermeiden. Das Risiko, wegen etwas Kleingedrucktem im Mietvertrag in Schwierigkeiten mit dem Vermieter zu geraten, bekämpft er, indem er ein und denselben Vertrag jedes Jahr nochmals genauestens durchliest. Ein Unglück in der Strassenbahn verhindert er, indem er rechtzeitig und früh vor dem Verlassen des Trams aufsteht. Die Gefahr einer Blamage am Arbeitsplatz umgeht er, indem er niemals mit den Kollegen diskutiert, und der Gefahr einer möglichen Verhaftung im Ausland, wo bekanntlich das reine Chaos herrscht, entgeht er, weil er grundsätzlich und aus Überzeugung niemals verweist, denn: „eh' man's sich versieht, ist schon ‚zack, die Hand ab!‘“.

Herr Blanc nährt zahlreiche Ängste, die er sicherlich nicht einmal als solche bezeichnen würde, Sicherheit ist ihm von Vorrang und Ordnung muss sein.

Und so ist Herr Blanc natürlich einer, der auch uns Lesern und Leserinnen von Anfang an „in der Schale“, also im Anzug, begegnet. Er geht im Anzug arbeiten, auch wenn seine Kollegen bequeme Kleidung bevorzugen, denn er ist ein Mann mit Haltung. Er sucht sich seinen alten Konfirmandenanzug hervor, um zum Begräbnis der Mutter zu gehen, und obwohl es nirgends erwähnt wird im Text, sind wir Leser schon so weit, es für selbstverständlich zu halten, dass er einen Anzug trug zur Hochzeit mit Vreni, einer Witwe, die, wie er, an diesem An-

lass bereits in mittleren Jahren war. Gegen Ende des Textes, das sich dem Lebensende von Herrn Blanc zu-
neigt, das er selbst mit einer von geradezu schadenfreudigen Momenten durchwirkten Gelassenheit erwartet,
sehen wir ihn, wie er sich hartnäckig mit zitternden Händen – und sollte es auch zwei Anläufe brauchen – die
Krawatte umlegt und korrekt verknotet für den langen und langsamen Spaziergang zu Abstimmungslokal und
Friedhof.

Wir sehen es, wie dieser nun auch physisch alt gewordene Herr Blanc, korrekt bis in den Tod, seine Bürger-
pflichten erfüllt, indem er stolz seine Bürgerrechte wahrnimmt, wie er seinen sittlichen Pflichten, nämlich das
Grab seiner mittlerweile verstorbenen Ehefrau regelmässig aufzusuchen, nachgeht.

Dass es unter dieser Schale rumort – und sei es Herrn Blancs recht komplexe und zu blanker Wut eskalierende
Vorstellung davon, wann und wie und warum ihm ein Eistee von seiner Frau Vreni zu servieren sei – , stellt
Roman Graf mit einer durchs Band weg so hartnäckigen wie seiner Figur treuen Genauigkeit dar. Die sich zur
Absurdität steigenden Gedankengänge Herrn Blancs, seine oft mit der satten Überzeugung daherkommenden
reichlich kauzigen Ansichten desjenigen, der sich für den weit und breit Einzigen mit Erfahrung und gesundem
Menschenverstand ausgestatteten Mitmenschen hält, reizen oft zu spontanem Lachen, wirken satirisch, sind
selbstverständlich ein auf die Spitze getriebenes Spiel des Autors mit Vorurteilen, ins alltäglich Wahnhafte ab-
driftenden Vorstellungen.

Nun sieht es bald einmal so aus, als wäre unser Herr Blanc hier lediglich eine Ausformung des sogenannten
„kleinen Mannes“, des Spiessers, und natürlich, es wird uns im Text gesagt, Herr Blanc lebt in einer der grösse-
ren Städte der Schweiz: DesSchweizer Spiessers, der angstvoll und saturiert im besten, reifsten, reichsten,
saubersten und vernünftigsten aller Länder lebt.

Aber halt. Das ist hier keine reine Satire. Keine Polemik. Hier wird nicht einfach „ein Spiegel“ vorgehalten, hier
wird auch niemand, nicht einmal die Romanfigur Blanc, schlicht der Lächerlichkeit preisgegeben.

Ich bin überrascht. Ich bin ertappt. Das Spiel mit Klischee, Vorurteil und verschrobene Ideen, das ich hier
vermeintlich ungeschoren als Leserin von weit her verfolge, zieht mich mit hinein. Hier werden auch meine
eigenen Vorurteile, Ängste, gedanklichen Alltags-„Aussetzer“ sanft abgehandelt. Vor allem diejenigen, von
denen ich mir sicher war, ich teilte sie nicht mit den „Herrn Blancs“ dieser Welt.

So fand mit diesem Manuskript, diesem Text ein Experiment statt, das gelungen ist. Es ist möglich, eine solche
Gestalt wie Herrn Anton Blanc in seinem immer schäbiger werdenden Anzug in einer konsequent und stimmig
durchgehaltenen Sprache ausserhalb jeder momentanen literarischen Richtung zu einer Figur werden zu las-
sen, die Leserinnen und Lesern nicht nur sympathisch wird, sondern in der sie Aspekte ihrer selbst, ihres inne-
ren Alltagslebens entgegen aller Erwartung wiederfinden können.

Es ist möglich, ohne aufgeregte Sprache, ohne ein einziges Geschehnis zu schildern, das in irgendeiner Weise
aussergewöhnlich, aufsehenerregend, ja berührend wäre, Leser und Leserinnen in eine Geschichte, die, fände
sie vor ihren Augen im Nachbarshaus statt, ihnen kaum ein Gähnen abfordern würde, hineinzuziehen.

Die Überraschung wird aber noch grösser. Nachdem das erste Erstaunen darüber, dass ich diesen Herrn Blanc
zu mögen begonnen habe, trotz seiner Haltungen, sogar Frauen, seiner Mutter und seiner Ehefrau und der im
Nachhinein und aus sicherer Distanz verehrten „Nicht-Geheirateten“ gegenüber, abgeklungen ist, ereilt mich
die nächste: Ich entdecke in mir selbst eine „blancsche Irrationalität“, die mich befallen kann, die kleinen Unsi-
cherheiten, die auch mich dazu treiben, wenigstens in der Fantasie, dem Bedürfnis nachzugeben, Macht aus-

üben zu wollen, auf meinem Recht, einen Eistee serviert zu bekommen, zu bestehen bis hin zu Wutanfällen, und stelle fest, dass auch ich „politisch Unkorrektes“ nur zu denken wage, weil ich sonst in „eine peinliche Situation“ geraten könnte.

Das Kunstvolle an diesem Text ist, dass er es schafft, einer Figur, über die ich eigentlich nur den Kopf schütteln kann, eine bestimmte Liebenswürdigkeit zu verleihen, mir als Lesender, ohne je einen moralischen Zeigefinger zu erheben, den „Blanc“ in mir zu zeigen und letztlich, als Krönung und Geschenk, mich an den Ort gebracht zu haben, an dem ich über Herrn Blanc und mich selbst und meine „blancschen“ Minuten lachen kann.

Gibt es Herrn Blanc? Ich hoffe eigentlich nicht. Aber ich ahne: er ist mitten unter – und in uns.

Danke, Roman Graf, dafür, uns daran erinnert und uns die Gelegenheit, einmal darüber nachzudenken und zu lachen, gegeben zu haben!